

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 191 (1912)

Artikel: Das Trineli von Meglisalp
Autor: Baumberger, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

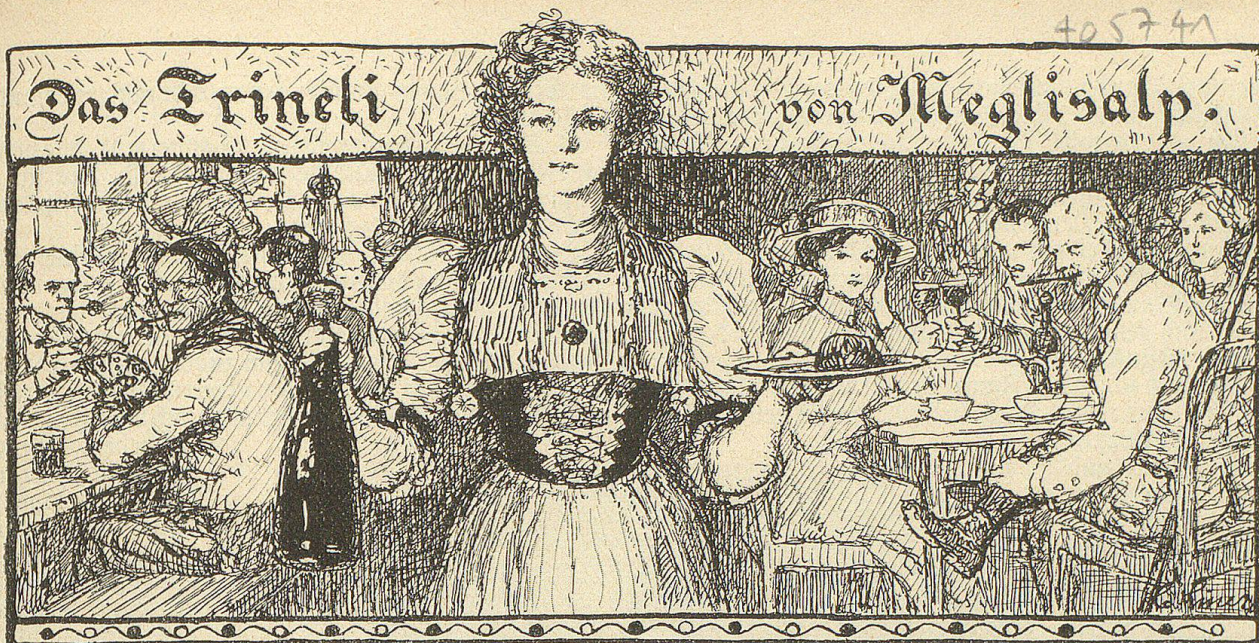
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Seit das Trineli beim alten Dörig auf der Meglisalp die Gäste bediente — es war jetzt im zweiten Sommer — wendete die meiste Aufmerksamkeit sich ihm zu. Das schöne Mädchen mit dem vollen Rothaar, dessen Löckchen das zarte Gesicht mit einem lichten Strahlenschein umgaben, hatte etwas fast Distinguiertes in seinem Aeußern und zugleich in seinem Auftreten. Das letztere mochte davon kommen, daß es mit Verwandten schon frühe als Verkäuferin nach Karlsbad und Cannes gegangen war und sich dort mit den Umgangsformen der großen Welt vertraut gemacht hatte. Alles, was das Mädchen tat, geschah mit einer unbewußten Grazie, die mit Bescheidenheit gepaart war. Fremde und Einheimische bediente es mit der gleichen wohligen Freundlichkeit, über die aber wieder ein Zug leiser Melancholie und jenes leidvollen Ernstes gebreitet lag, den herbe Lebensschicksale in die Gesichter tüchtiger Menschen ein-graben.

Was das Trineli an bitterem Leid erfahren, wußten im Alpsteingebiet so ziemlich alle Leute. Es hatte vor wenig Jahren ein Verhältnis mit einem hübschen Burschen, dem Ignaz, gehabt, der ein schönes Heimwesen in der Gegend von Gonten sein eigen nannte. Und alle Welt versicherte, die beiden würden das glücklichste Paar im Ländchen werden. Lieb hatten sie sich auch, so lieb, wie man nur im Maien des Lebens lieben kann.

Aber auf einmal tat es mit dem Ignaz nicht mehr recht. Er kam in's Spielen hinein. Wäre es beim landesüblichen Jaß und Trenten geblieben, hätte es angehen mögen. Das taten andere Burschen auch und blieben doch brav dabei. Ein paar Sennen vom nicht allerbesten Rufe wußten ihn aber in's Bär-langen hineinzulocken, in das unselige Trente et Quarante jener Landesgegend, das schon hin und wieder ein Opfer forderte. Bald wurde auch der Ignaz von

einer eigentlichen Spielwut erfaßt. Die Arbeit auf dem Gute überließ er dem Knecht, um Nachmittag und Abend beim Spiel zu verbringen, und wenn es 11 Uhr schlug und die Wirtschaft geschlossen werden sollte, zogen sich die paar Spieler in den Keller zurück und setzten beim düsteren Scheine der Kellerlaterne in Mitte der großen Wein- und Mostfässer das abscheuliche Hazardspiel fort, bis zum grauenenden Morgen.

Es währte nicht lange, und auf einmal ging es scheu von Mund zu Munde, der Ignaz habe in einer Nacht beim Bär-langen 25 Napoleons und die zwei schönsten Kühe im Stalle verspielt. Gute Freundinnen wisperten es auch dem Trineli zu, indem sie beifügten, daß freilich nicht etwa sie es gesagt haben wollten. Das Trineli wurde bei der Kunde totenblaß. Am folgenden Tag machte es sich aber entschlossen auf zum Geliebten, nachdem es vorher auf sein Sparbüchlein in Appenzell 1000 Franken erhoben hatte.

Der Ignaz saß gerade in der Stube beim Rechnen, als das Trineli eintrat, und meinte freundlich: „Willkomm auch, lieber Schatz.“ Das aber fragte ihn, ihm fest in's Auge schauend: „Ist es wahr, Ignaz, daß du in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag 25 Napoleons und zwei deiner schönsten Kühe verspielt hast?“ Erst wollte der Bursche aufbrausen und brummen, das gehe niemanden was an; aber schon stammelte er unter dem klaren Blick des Mädchens ein verlegenes „Ja!“ „Und was willst du nun tun“, fragte das Trineli resolut weiter, „willst du dir und mir wirklich die Schande antun, daß deine zwei liebsten Kühe aus dem Stall geführt werden, und alle Leute sagen: „Das sind die Kühe, die der Ignaz verspielt hat?“ „Was soll ich machen“, meinte der Ignaz fast weinerlich, „Geld zum Auslösen habe ich keines, und auf der Kasse wollen sie mir auch keines mehr geben, bin schon dort gewesen!“ „Ignaz, hier hast

du 1000 Franken von meinem Ersparten" — und das Mädchen zählte zehn Hundertfrankennoten auf den Tisch — „es wird genügen, die Klühe auszulösen. Jetzt versprich mir aber auch, daß du nie mehr Bär-
langen und nichts mehr mit den Bär-
langern wirst. Denn sieh', sonst wäre es für immer aus mit uns beiden, und ich habe dich doch so lieb," fügte das Mädchen weich bei. Dem Ignaz liefen die hellen Tränen die Backen herab, und er verschwor hoch und teuer, vom Teufelspiel zu lassen, das er selber verfluche.

Wirklich schien der Ignaz furiert zu sein. Das Trineli half ihm redlich dazu, ließ für ihn bei den Kloster-

frauen zu Appenzell beten, gab ihm, soviel es konnte, ein freudiges Stelldichein und schrieb ihm manches ermunternde Briefchen, und in dem zu Weihnachten hieß es, daß nach Ostern Hochzeit sein solle. Und es kam das Frühjahr, und der Föhn schüttelte die Schneepolster von den alten Tannen, und es kamen die Ostern, und mit ihnen die ersten Veilchen, und kam der weiße Sonntag, an dem die Kinder zur ersten heiligen Kommunion gehen, ein einziger Zug von kleinen Engeln; aber der Hochzeitstag des Trineli kam nicht. Denn auf's neue ging das Gerücht durch das Ländchen, der Ignaz stecke bei den Bär-
langern, und kürzlich habe er mit der letzten Kuh auch noch den ganzen Heustock verspielt. Und etwas mußte wahr daran sein, denn einige Tage später sah man beim Ignaz Heufuder um Heufuder wegführen.

Und zum zweitenmal wisperten es die Freundinnen, die es nicht gesagt haben wollten, dem Trineli zu, und dem war es zum Sterben bei der Kunde. Und am andern Morgen packte es ein goldenes Ringlein und ein kleines Goldkreuz mit roten Granaten, die wie blutige Tränen aussahen, und was es sonst an kleinen Andenken vom Ignaz hatte, zusammen, und sandte es diesem zurück, ohne ein Wort dazu zu schreiben. Der wußte jetzt ohnehin, woran er mit der Geliebten war. Und wieder ein paar Tage nachher hieß es, der Ignaz habe sein Heimwesen

im Stiche gelassen und sei auf und davon, niemand wisse wohin.

Das ist es, was sich wie stille Schwermut, wie ver-
schwiegener Gram und verborgenes Leid, das fort-
während nagt und nagt, über das holde Antlitz des
schönen Mädchens lagerte.

Es gab freilich Leute, die meinten, das Trineli sei halt gar zu hitzig dareingefahren; es hätte es dennoch mit dem Ignaz probieren sollen; wäre er erst verhei-
ratet gewesen, hätte es ihn schon noch herumgebracht. Gar so schlimm sei es bei ihm zudem auch nicht ge-
wesen; denn beim Verkauf der Liegenschaft seien trotz
allem und über alles hinaus immer noch 2000 Franken

geblieben, die für den Ignaz seither beim Ante lägen, ohne daß man wisse, wo er sei. Und gescheit sei es vom Trineli desgleichen nicht, daß es sich für die 1000 Franken nicht bezahlt mache.

„Und ich sage“, meinte der Egg-
bisch, „das Tri-
neli ist gleichwohl das gescheiteste Weibsbild. Es gibt drei Sorten Gescheite. Die er-
sten haben einen kurzen Rat. Die raten nur gut, wenn sie sich nicht lange be-
sinnen können. Das sind von den Gescheiten die am wenig-
sten Gescheiten.

Die anderen, die haben einen langen Rat; die müssen sich für einen guten Rat lang besinnen und sind die Gescheiteren. Die ganz Gescheiten haben aber den kurzen und den langen Rat; so hat's auch das Tri-
neli und noch ein halbes Duzend im Ländchen. Die Meine aber hat nicht langen und nicht kurzen Rat, aber eine schrecklich lange Red' und kurze Würst', fügte er lachend bei.

Und der Stafelbauer schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Recht hat das Trineli gehabt und dreimal recht mit dem Ignaz, daß es aus einem Un-
glück nicht zwei noch ärgere machen wollte. Gibt es drei Sorten Gescheite unter den Weibern, so hat es dreierlei Sidiane unter den Mannsbildern: Der eine ist der Schürzenjäger, der andere der Säufer und der dritte der Spieler. Von denen ist der erste noch der ungefährlichste. Denn am Ende hört beim Weiber-
volk ein jeder von selber auf und bekommt genug da-



von. Aber beim richtigen Trunkenbold und beim Spielwütherich sind Hopfen und Malz verloren, da hilft selbst kein Bitten und Beten mehr. Je mehr die in ihr Laster, das wie ein zehrendes Fieber ist, hineingeraten, desto gieriger werden sie darauf; da gibt es niemals genug, sondern immer nur das Begehren: Noch mehr. Das will ich aber auch sagen: Es ist Spott und Schande, daß unsere Amtsleute das Bär-langen noch nicht haben auszrotten können trotz gesetzlichem Verbot. — Nimmt einen freilich nicht wunder,“ brummte der Alte für sich, indem er sich vorsichtig umfab, „so lange gewissen Ratsleuten nach-gesagt wird, sie selber geben den Spielern Un-ter-schlupf in ihren Wirt-schaften.“

Eines Tages rückte auf der Meglisalp ein Herr ein, dem drei Trä-ger vom Weißbad her mächtig viel Gepäck nachtrugen. Er war von hoher, stattlicher Figur, mit einem dunklen, wohlgepflegten Voll-barte. In das Fremden-buch trug er sich als Ma-ler Nicolsen aus Berlin ein und bestellte auf län-gere Zeit die zwei besten Zimmer, das eine als Schlaf-, das andere als Arbeitszimmer. Nicol-sen war ein kurz ange-bundener Herr, ziemlich von oben herab, der nie-manden aufsuchte und auch von niemandem aufgesucht zu sein wünschte. In seinen An-sprüchen gab er sich als Mann, der feinere Le-bensgenüsse gewohnt war, was ihm der Meg-lisalpwirt viel lieber verzieh, als das andere. Der hatte nämlich lieber Gäste, mit denen sich hin und wieder ein vernünftig Wort reden ließ.

Nicolsen gefiel die Gegend. Noch mehr gefiel ihm bald die eigenartige Schönheit des Trineli, und es erwachte der Drang des Künstlers in ihm, das Mäd-chen zu malen. Das Mädchen zögerte auch nicht, ihm zu sitzen, nachdem der alte Dörig damit sich einver-standen erklärte. Je mehr der Maler sich in die Ar-beit vertiefte, desto mehr herauschte er sich an den Formen und Zügen des Mädchens, an seinem Teint, der wie ein Hauch in weiß und rosa war, an seinem Goldhaar, das eitel Sonnenstrahlen zu sein schien, und Funken sprühte, wenn die Sonne hineinschien.

Gleichzeitig zog ihn das ruhigfreundliche und ge-sehite Wesen des Mädchens, sowie ein Etwas, für das er keine Worte fand, mächtig an, und es war ihm, als befinde er sich zum erstenmale in seinem Leben einer wirklichen, echten Mädchenseele gegenüber.

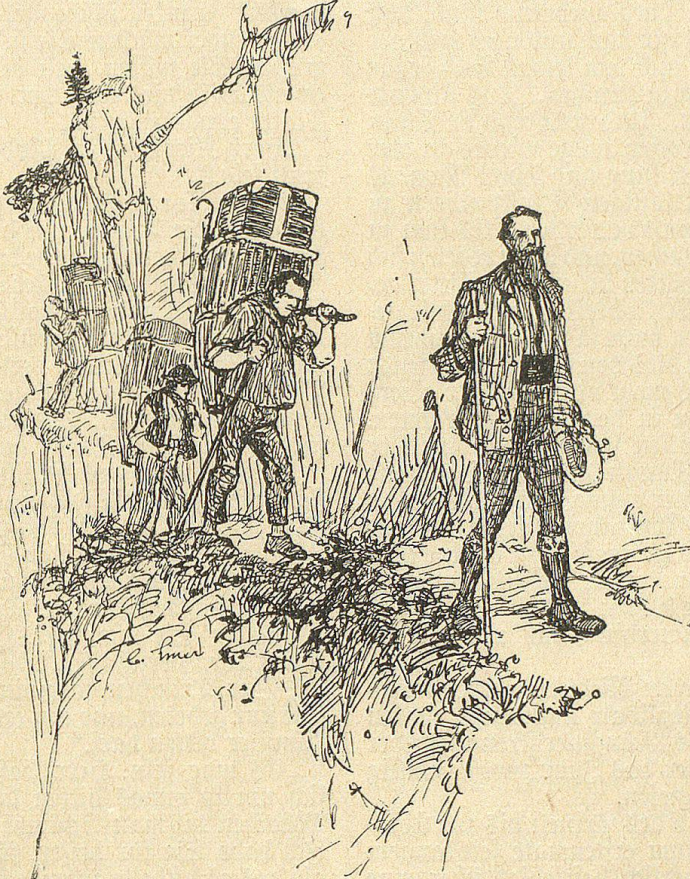
„Wissen Sie auch, Trichen, daß Ihre Schönheit einem Künstler seine verlorene Kunst wiedergeben könnte,“ meinte er einst halb scherzend, halb ernst, worauf das Mädchen im gleichen Tone zur Antwort gab: „Herr Nicolsen wird das gleiche Kompliment wohl auch schon Berliner Damen gegenüber gebraucht haben, und dann viel-leicht mit Grund.“

Da brauste der Maler unwirsch auf: „Sagen Sie mir nichts von Ber-liner Damen.“ Das Tri-neli sagte wirklich nichts darauf, dachte aber für sich: Ein sonderbarer Herr, dieser Nicolsen!

Ein etwas sonder-barer Herr war er schon.

Als ein Haupt der Modernen — unter al-len Kühnen der Kühnste, aber stets doch wirklicher Künstler — hatte er sich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Namen ge-macht. Gleichsam im Sturm hatte er das erste große Programm-Ziel seines Lebens erreicht, den Ruhm. Nun ging es an das zweite, den Reichtum, an jenen Reichtum, der jeden Ge-nuß gestattet, alle Pracht und Uppigkeit, die ihm als die tragenden Flügel eines freien Künstler-schaffens erschienen. Und auch das glückte ihm; er

fand in Dora Kröner die immens reiche Partie, die er wünschte. Dora war nicht gerade eine Schönheit, dagegen das, was man eine hochlegante, interessante Erscheinung nennt, eine jener Frauenerscheinungen, wie sie der Amerikaner Whistler so virtuos zu malen weiß: Spitzen und Nerven, alles Spitzen und Nerven. Beide waren in Gefinnung und Auffassung hoch-modern. Darin trafen sie sich. Und sehnte sich Ni-colsen nach Reichtum zum eroberten Ruhm, so war Doras Sehnen, an Seite eines berühmten Künstlers ihren großen Besitz mit dessen Ruhm zu teilen. Hierin ergänzten sie sich. So wurden sie dann Mann und Frau durch den Spruch des Standesbeamten. Über das Kirchliche waren beide hinaus. Bald zeigte sich



aber, daß die Rechnung nicht ganz stimmte. Wohl schlürfte Nicolsen im Anfange in vollen Zügen den goldenen, mit Edelsteinen besetzten Pokal, den ihm der Reichtum seiner Frau reichte, während es Dora die erste Zeit schmeichelte, in Gesellschaft und Presse als die Königin eines bahnbrechenden Sterns im Reiche der Kunst gefeiert zu werden. Aber übersättigten Kindern gleich, fanden beide schon nach wenigen Monaten keine rechte Freude mehr daran. Dazu kam, daß Nicolsen, seit ihn der sorgloseste Lebensgenuß umgab, sich in seinem künstlerischen Schaffen wie gelähmt fühlte; seine Spannkraft schien gebrochen, der Ideenflug geknickt zu sein. Das machte ihn unruhig und unzufrieden. Dora wiederum fand, daß die Zeitungen für ihren Mann nach und nach weniger Ruhm zu haben schienen und sein letztes Bild sogar nicht ohne Anzüglichkeiten besprachen. Das stimmte sie unmutig und launisch. Und während sie sich in Andeutungen erging, Nicolsen möge wieder an eine Arbeit gehen, die ihrer Stellung und seines Namens würdig sei, fing er von lästigen Kunstweibern zu brummen an, die jede Kunst verekelten. Es kam zu weiteren Auseinandersetzungen, und beide redeten sich ein, daß sie sich getäuscht hätten ineinander, bitter getäuscht, während sie in Wirklichkeit einander nie gesucht hatten; denn Nicolsen hatte ja nur den Reichtum Doras gesucht, und Dora bloß den Ruhm Nicolsens; die Person hatte jedes als mehr oder weniger akzeptabel Rest beim anderen in den Kauf genommen. Eines Abends teilte Nicolsen seiner Gattin mit, er werde sich für mehrere Monate auf eine Kunstreise begeben, um endlich wieder einmal recht schaffen zu können. Wohin die Reise ihn führen werde, wisse er zur Stunde selber noch nicht. Erst heiße es eine Umgehung suchen, welche eine rechte Arbeitsstimmung gewähre. Kühl erwiderte Dora: „Es ist in der Tat Zeit. Ich wünsche dir immerhin Glück“ und zog sich zurück.

Am andern Morgen war Nicolsen verreist und eine Woche später auf Mieglialp angelangt, wohin ihm ein paar Skizzen eines Münchner Freundes über Appenzeller Motive, die er das Jahr zuvor zufällig gesehen hatte, den Weg wiesen.

Nicolsen hatte das Bild des Trineli bis zur Übermalung vollendet, und zum erstenmale seit langem fühlte er sich wieder innerlich befriedigt über eine Arbeit. Und dabei überkam es ihn wie eine Ahnung, das Trineli möchte bestimmt sein, das schönste Blatt in seinen Künstlerhymen zu setzen. Und was erst Ahnung war, verdichtete sich zur festen Überzeugung, die sein ganzes Denken umklammerte. Als Aphrodite der Alpen wollte er sie malen, auf goldener Sonnenwolke dahinschwebend, Alpenblumen auf die Erde streuend. Und das Bild nahm Gestalt an in seinen Augen; er sah es in all seiner Schönheit, empfand das Aussehen, das gewaltige Aussehen, das es erregen werde, und je mehr seine Gedanken darin schwelgten, um so mehr gesellte sich ein heißer, glühender Sinnenrausch dazu, ein unbezähmbares Verlangen nach dem Besitze des Mädchens. Das Bild der Aphrodite sollte der Welt

gehören als Denkmal seines Könnens; die Aphrodite selber aber mußte sein werden, sein ihre ganze enthüllte Schönheit, sein ihr holder, süßer Odem.

Nicolsen beschied das Trineli zu sich, legte ihm zwei Hundertfranken-Noten hin und sagte: „Das, liebes Trinchen, ist Ihr Honorar für das Sitzen. Würden Sie mir nun aber nicht auch noch für ein zweites Bild das bewunderungswürdige Modell sein? Ich bezahle Ihnen das Fünffache des jetzigen Betrages dafür.“

Unbefangen entgegnete das Mädchen: „Gerne, Herr, wenn ich Ihnen damit nützen kann. Nur werde ich das viele Geld nicht nehmen; es ist an den zweihundert Franken schon viel zu viel.“

„Darüber machen Sie sich keine Sorge. Dagegen müssen Sie wissen, daß die Kostümierung für das zweite Bild viel einfacher sein wird,“ bemerkte der Maler etwas zögernd.

„Herr Nicolsen, in Modetracht mag ich nicht gemalt sein!“

„Außer Sorge, Kind,“ entgegnete dieser, gezwungen lachend, „die Tracht, um die es sich handelt, ist bei Euch Göttinnen der Erde leider längst außer Mode.“

Dann kramte der Maler unter Photographien auf seinem Tische und zog das Bild einer zur Hälfte mit durchsichtigem Flor umhüllten Diana hervor. Nun wurde er aber wirklich verlegen und, mit gesenktem Blick das Bild dem Mädchen haltend, sagte er mit unsicherer Stimme: „Sehen Sie, Trinchen, so ungefähr würde Ihre Tracht aussehen.“

„Pfui, Herr, das ist schändlich, das ist ehrlos,“ flammte jetzt das Mädchen zornbebtend und tiefverlezt auf. „Ich werde Ihre Räume nie mehr betreten, und Ihr Sündengeld behalten Sie nur auch;“ damit warf sie Nicolsen die beiden Banknoten vor die Füße und wendete sich der Türe zu. Dieser vertrat ihr den Weg.

„Lassen Sie mich frei, Herr, oder ich werde mir freien Weg verschaffen.“

„Aber, Trinchen, ich zwingen Sie ja nicht. Ich habe Sie nur gebeten, und um etwas gebeten, um was der Künstler bitten darf.“

„Es mag sein, Herr, daß Ihre Berliner Damen sich um so etwas bitten lassen; einem Appenzeller Mädchen tut man Schimpf und Schande damit an. Ich habe Sie für besser, für mehr Mann gehalten, als das nächstbeste, zotende St. Galler Stadtherrlein.“

„Bardon, mein Fräulein! Wie man mir in Appenzell erzählte,“ wendete Nicolsen jetzt gereizt und spöttisch ein, „seid ihr Appenzeller Mädchen doch sonst nicht so spröde und gestattet euren Burschen Freiheiten, die um ein gutes Stück weiter gehen.“

Da fuhr das Mädchen in jungfräulicher Entrüstung auf: „Wer hat Euch das erzählt, Herr? Nichtsnutzige Kerle, die den Tag über in den Wirtschaften herumlaufen und eine Gelegenheit erspähen, auf billige Weise bei einem Fremden ein Fränklein zu erhaschen, Lumpen, die sich bei Curesgleichen für ein Trinkgeld einschmeicheln, die unser Ländchen Euch damit empfehlen möchten, daß sie uns Mädchen als manns- tolle Wesen ausgeben, und Euch neben den Schön-

heiten der Berge auch noch billige Küsse in den Armen jedes Bishgels in Aussicht stellen. Wollten Sie die Appenzeller Mädchen kennen lernen, Herr Nicolsen, würden Sie finden, daß wir vermöge unserer Verhältnisse und Umgebung wohl auch dem Fremden gegenüber die uns zur Gewohnheit gewordene Zutraulichkeit besitzen. Sie würden gleichzeitig aber auch die Jungfrau, das Mädchen in uns ehren und achten lernen."

Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, war das Mädchen aus dem Zimmer verschwunden.

In Nicolsen tobte ein ganzer Sturm von Gefühlen. Bald fühlte er etwas wie brennende Scham und empfand schwer das Unwürdige der Lage, in die er sich dem Mädchen gegenüber gebracht hatte. Und es kam wie Reue über ihn. Dann loderte wieder heller Zorn in ihm auf — jetzt über das Mädchen, die Bauern-dirne, die sich erlaubte, in dieser Weise gegen ihn aufzutreten, dem alles, was Weib hieß, bisher gehuldigt hatte — gleich wieder über sich selber, daß er es nicht verstand, seinen Willen durchzusetzen. Einen Augenblick dachte er daran, sofort abzureisen; kaum hatte er jedoch den Gedanken gefaßt, erschrak er wieder selber davor. Es schien ihm eine völlige Unmöglichkeit, die Nähe dieses Mädchens zu missen. Nie war er überzeugter, in ihm einen neuen, großen Vorn für seine Kunst entdeckt zu haben; nie schien ihm daselbe begehrenswerter, als jetzt, da er das scheinbar so stille Wesen in sprühender Leidenschaft aufwallen, seine sanften Augen vor Entrüstung blitzen und die ganze Gestalt in zornigem Beben erzittern sah. Hatte er in ihm zuerst ein wertvolles Modell seiner Kunst gesehen, später das Ziel der Befriedigung eines verzehrenden Sinnensturmes, wallte es jetzt in heißem Liebes Schmerz nach dem Mädchen auf. Ihm war, als hätte er zum erstenmale das Weib seiner wahren und aufrichtigen Liebe gefunden, das Weib, das er auf den Armen durch das Leben tragen möchte, und das ihn glücklich machte als Künstler und als Mann. Und es reifte wie ein unabänderlicher Entschluß in ihm, das Trineli müsse sein werden, seine Gattin, nachdem er die Scheidung mit Dora eingeleitet und durchgeführt habe. Und nachdem er sich erst mit diesem Entschlusse vertraut gemacht hatte, zog eine wohlige Ruhe in sein Inneres. Er sah ein schönes, neues Lebensziel vor sich, fühlte die alte Kraft wieder durch seine Adern rieseln, und was hinter ihm lag, erschien ihm wie ein wüster Traum.

Die nächste Zeit ging er dem Trineli möglichst aus dem Wege, in welchem Bestreben dieses ihm nach Kräften entgegenkam. Es tat, als kenne es Nicolsen nicht näher als jeden andern Fremden. Dafür streifte dieser viel fleißiger in der Umgebung herum, besichtigte die Schreppen mit den einzig schönen Figurationen der Gloggeren und dem entzückenden Blick auf den träumerischen Seealpee tief zu Füßen, bestieg die Bözelsalp und Grub mit dem imposanten Ausblick auf die gegenüberliegende Säntisfette und auf den gigantischen, wildzerrissenen Hundstein nach der andern Seite. Und es war ihm wie eine neue Kunst-

offenbarung, wie eine überlegene Korrektur seines bisherigen künstlerischen Schaffens. Das war die starke Linienführung, von der er geträumt, die tollkühne Phantasie und der überquellende Reichtum der Formen, das Lapidare und Titanenhafte in der Gestaltung, aber immer in den Grenzen und im Bannkreise einer vollendeten Schönheit, die die Herzen erhebt und zum Guten stimmt. Mit einer wahren Freude machte er sich an Farbenskizzen einiger malerisch besonders hervorragender Partien, die sein feines Auge herausgefunden hatte und in denen er auch bald genug den bedeutenden Meister verriet.

Eines Abends sagte er zum Trineli: "Ich arbeite morgen vormittag auf meinem Zimmer. Ich glaube Ihnen noch einiges sagen zu müssen, ernste, recht ernste Sachen, mein liebes Kind. Darf ich noch so viel Vertrauen beanspruchen, daß Sie kommen werden, oder muß ich es Ihnen schreiben?"

"Ich werde kommen, Herr!"

Als das Mädchen am folgenden Morgen bei ihm eintrat, ging er ihm entgegen, reichte ihm in männlicher Offenheit die Hand und sagte nicht ohne Bewegung: "Ich habe Ihnen vieles abzubitten; ich habe mich benommen wie ein törichter Knabe, und noch schlimmer. Sie haben mir dafür eine verdiente Lektion erteilt. Heute danke ich Ihnen; Sie haben ein besseres Ich damit in mir geweckt. — Und nun sehen Sie sich; ich habe Ihnen viel zu sagen."

Er begann jetzt von seiner Künstlerlaufbahn zu erzählen, von ersten Jahren bitteren Darbens und harten Ringens, die einen blinden Durst nach Reichtum weckten, dann von den ersten Künstlererfolgen, den immer größeren Erfolgen bis zum strahlenden Ruhme, von seiner reichen Heirat und deren schweren Enttäuschungen, vom ganzen Seelenelend derselben und der völligen künstlerischen Erschlaffung; er erzählte weiter von der Abschiedsszene zu Hause und freimütig dann auch den ganzen, teilweise so unwürdigen Seelenprozeß, den er während seines Aufenthaltes in der Meglisalp durchgemacht hatte.

Er zeigte dem Mädchen dann seine neuesten Skizzen, die dem natürlichen Schönheitssinn desselben aufrichtige Bewunderung abrangen und Nicolsen einen leuchtenden Blick aus seinen schönen Augen eintrugen, und jetzt fuhr er in tiefer Erregung fort: "Trinchen, ich stehe heute an einem Scheidepunkte meiner Künstlerlaufbahn und meines Mannesdaseins. Ein Weg führt mich zu Dora zurück, aber auch in die völlige Zerrüttung als Künstler und Mensch. Der andere Weg dagegen wird den Künstler erst auf die ihm beschiedene Höhe führen und dazu auch als Mann glücklich machen. Vor allem aber führt der Weg zu Ihnen, Trinchen, unsäglich geliebtes Wesen. Werden Sie die Meine, meine Gattin, teures Mädchen, das mir zum erstenmale Achtung vor dem Weibe abzwang und die Blüte wahrer Liebe in meiner Brust erschloß."

Bei diesen Worten ergriff Nicolsen beide Hände des Mädchens und sah es mit bittenden Blicken an. Wegen seiner jetzigen Heirat werde es keine Schwierigkeiten geben. Die Scheidung lasse sich leicht be-

werktelligen, da auch Dora froh sein werde, von Banden loszukommen, in denen sie so wenig Befriedigung fand. Er werde sofort nach Berlin reisen und die Scheidung durchsetzen, und dann werde er als eigentlicher Brautwerber vor das Trineli treten; heute möchte es ihm nur einen Schimmer von Hoffnung gewähren.

Dem Mädchen war es bei der ernsten und innigen Rede des Malers heiß und kalt geworden; eine tiefe Bewegung bemeisternd, sah es ihn mit den lieben Augen traurig an und sagte: „Es geht nicht, Herr!“ Dann erzählte es ihm zuerst vom Verhältnis mit dem Ignaz und seinem schmerzlichen Ausgang, der in ihm schon längst den Entschluß reifte, niemals zu heiraten. „Ich wäre schon damals am liebsten Krankenschwester geworden. Aber mein altes Mütterlein in der Schwendi und die kleineren Geschwister brauchen mich noch.“ Unter solchen Verhältnissen sei es eigentlich überflüssig, auch noch zu sagen, daß es als Katholikin niemals die Frau eines geschiedenen Mannes werden könnte und möchte, selbst wenn es für diesen mehr empfände, als für andere.

„Deine Kirche in Ehren, liebes Mädchen,“ warf Nicolsen ein; „aber wenn es nur das ist, darüber kommen wir hinweg. Ich werde dich in einen sonnigeren, in einen reineren Tempel tragen, in den Tempel göttlicher Kunst. In ihm wird unsere Ehe eine höhere Weihe erhalten, als sie selbst der Priester zu geben vermag.“

„Es geht nicht. Ihr solltet nicht vom reineren Tempel der Kunst reden; denn Ihr selbst habt mir gezeigt, wie wenig rein er oft ist. Ich trage es Euch nicht nach, und will Euch jetzt nicht weh tun. Es schickt sich auch nicht für mich, mit Euch über Religion zu streiten. Aber seht, alles, was Euch wirklich begehrenswert an mir erscheinen mag, danke ich meinem Glauben. Und würde ich die Eure durch Untreue an diesem Glauben, vernichtet Ihr nur zu bald, was Ihr jetzt lobt an mir; ich würde dann eine Frau werden, wie jene, von denen Ihr mit so wenig Achtung gesprochen habt. Glaubt es mir, wir Mädchen geben uns selber auf, wenn wir unserer Kirche untreu werden. Also davon nichts mehr!“

Nicolsen suchte zu entgegnen; das Trineli ließ ihn aber nicht zu Worte kommen und fuhr fort: „Und dann solltet Ihr auch nicht sagen, die Kunst eines so großen Künstlers — und daß Ihr das seid, sehe ich trotz meines Unverständes — hänge von einem so einfältigen Ding ab, wie ich. Ihr selber solltet sie höher achten; nicht ich brauche und vermag sie Euch zu geben; die hat Euch der liebe Gott schon längst gegeben, und er erhält sie Euch, so lange Ihr sie zum Guten der Menschen übt. Bleibt nur noch recht lange auf unserer herrlichen Meglisalp. Arbeitet, Herr, arbeitet viel, und wo ich Euch zu Diensten sein kann, werde ich es gerne tun, und Ihr werdet dann selber erfahren, wie bald ich für Euer Kunst aufgebraucht bin.“ — „Und noch eines, Herr Nicolsen,“ sagte das Mädchen bittend, „Sie sollten versuchen, mit ein wenig Liebe Ihrer Frau zu gedenken. Sie haben

dieselbe halt doch auch getäuscht, als Sie nur ihren Reichtum wollten. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Ihnen auch das noch sage, und seien Sie mir auch weiter gut.“

Den Kopf auf die Hand gestützt, hatte Nicolsen dem Mädchen zugehört und fast nicht beachtet, wie dasselbe leisen Schrittes das Zimmer verließ. Sein Inneres sagte ihm, daß das Mädchen wahr gesprochen und seine Kunst richtiger beurteilte, als er selber. Und doch war es ihm wehe um's Herz und leer. Zu Dora zurück? Um keinen Preis. Die Sklavenketten des Reichtums hatte er satt, satt bis zum Grauen. Aber „arbeiten“! rief es in ihm, „arbeiten“!

Und er tat es auch. Bald mußte ihm das Trineli Modell stehen, bald ging er zum Skizzieren nahe an den Ausgang der Schrennen, wo sich die Wildkirchlein-Partie in einer nahezu verklärten Schönheit bietet, besonders in der Morgenbeleuchtung. Hätte auch niemand in Nicolsen einen glücklichen Mann entdecken können, so doch einen ernsten, der ein großes Ziel verfolgt. Und mochten die Hirten zuerst den stolzen Berliner „Pinxler“ nicht „schmöcken“, so hatten sie jetzt so etwas wie Ehrfurcht vor ihm.

Da brachten ihn eines Mittags ein paar Sennen bewußtlos in die Meglisalp zurück. Und als das Trineli ihn so sah, hielt es ihn für tot und sank mit lautem Aufschrei auf die Knie, daß es die Leute verwundert anschauten. Die Sennen erzählten, der Maler sei wohl im Eifer der Arbeit mitsamt der Stafefeile über einen Felsen hinabgeglitt, wo sie ihn besinnungslos gefunden hätten. Bei allem sei noch Glück gewesen; denn wäre der Absturz nur ein Schritt mehr links erfolgt, hätte man seine Knochen zusammenlesen können.

Als der von Appenzell herbeitelephonierte Arzt erschienen war, hatte sich das Bewußtsein bei Nicolsen bereits wieder eingestellt. Der Arzt konstatierte einen Rippenbruch und einen Bruch am linken Arm, sowie mehrfache, nicht unbedeutende Kontusionen, erklärte die Sache als nicht gefährlich, hielt aber doch eine Überführung nach Appenzell für angezeigt, da sich der Verletzte auf ein längeres Krankenlager gefaßt machen müsse. Dieser verlangte jedoch ganz kategorisch, auf der Meglisalp zu verbleiben, wo ihn der Arzt je nach Bedürfnis besuchen möge. Alle Gegenvorstellungen fruchteten nichts. Und so verblieb Nicolsen am ihm so lieb gewordenen Orte.

Es gab für ihn nun manche stille Leidensstage, wobei die alte Frau Dörig und das Trineli in der Pflege das Möglichste taten, ohne ihre Pflichten in der Wirtschaft zu versäumen. Er bat das Trineli, ihm hin und wieder etwas vorzulesen. Die Bibliothek auf der Meglisalp war aber mager — denn für Bücher war der alte Dörig nicht besonders — und so griff das Trineli zu Rusch's „Stilleben der Alpenwelt“, zu jenem stilistisch etwas schwerfälligen, aber psychologisch ungemein tiefen Büchlein über Appenzell und sein Völklein. Und Nicolsen ward, als erhalte er erst jetzt einen Einblick in Glauben und Fühlen, in Vorzüge und Schwächen dieses lieben Völkleins.

Einmal sagte der Maler zu seiner Pflegerin: „Trinchen, was würden Sie wohl meinen, wenn ich eines Tages in Deutschland Ihren Ignaz entdeckte, und wenn er wieder ein braver Mensch geworden wäre, und ich ihm so viel Geld vorstreckte, als er zu einer Wollerei brauchte: dürfte ich ihm dann sagen, er solle auf's neue um Ihre Hand anhalten? Ich schulde Ihnen so viel Dank und möchte ihn doch auch ein wenig abtragen.“

„Ihr, Herr, solltet davon am wenigsten reden,“ erwiderte das Mädchen verlegt und schmerzlichen Tones.

„Ja, Trineli, ich meinte es ja nur gut; kannst du denn dem Ignaz nicht verzeihen, du, die du ein so frommes Mädchen bist, und liebst du ihn nicht mehr?“

In einem fast herben Tone antwortete das Trineli: „Verzeihen habe ich ihm längst; aber lieben kann ich

ihn nie mehr.

Daß ihr Männer es doch nie versteht, daß wir Mädchen euch ganz anders lieben, als ihr uns. Wenn man einem von euch sagte, er solle ein Mädchen dennoch lieben, auch wenn es mit einem andern gefallen ist, würde er das Ansinnen mit Entrüstung zurückweisen, weil er in ihm die Ehre ihres Geschlechts verletzt sieht. Wir

Mädchen wissen aber eine gleiche Verirrung am Manne zu übersehen und ihn doch zu lieben. Nicht mehr lieben können wir dagegen, wenn sich ein Mann an dem vergeht, was der Inbegriff und die Ehre der Männlichkeit in unsern Augen ist. Ihr kennt im Mädchen nur eine mehr sinnliche Geschlechtslehre, immer etwas mit Sinnlichkeit Gepaartes — wir in der Männlichkeit etwas, was über das Geschlecht hinausreicht und hoch ob der Sinnlichkeit steht. Darum können wir euch auch so viel vergeben, bis auf das Eine, und darum versteht ihr uns und unsere Liebe immer wieder nicht ganz.“

„Alle Wetter, Mädchen! Woher haben Sie das?“

„Aus meinem Herzen, Herr!“

Den folgenden Morgen überbrachte Trineli Nicolsen ein Telegramm. Er hat, dasselbe zu öffnen. Es war aus Berlin datiert und enthielt die wenigen Worte: „Soeben aus Ostende zurückgekehrt. — Eile zu dir. Dora.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Maler erregt.

Nun gestand das Trineli errötend, sie hätte am Abend seiner Verunglückung im Auftrage und im Namen des Wirtes an Frau Dora Nicolsen nach

Berlin geschrieben und ihr vom Unfall schonend Mitteilung gemacht. Der Brief hätte nun wahrscheinlich von Berlin nach Ostende müssen nachgesendet werden. Der Herr solle nicht böse sein, sie hätten gemeint, man könne nicht wissen, ob die Sache am Ende doch eine schlimme Wendung nehme, und da habe eine Frau ein heiliges Unrecht, unterrichtet zu werden, und die Pflicht, am Krankenbette des Mannes zu weilen.

„Da haben Sie mir wirklich eine nette Suppe eingebracht,“ entfuhr es unwillkürlich den Lippen Nicolsens, während das Mädchen vorwurfsvoll entgegnete: „Und Sie denken auch jetzt noch wie früher?“

„Na, meinetswegen,“ sagte der Maler in ärgerlicher Resignation, „es ist nun einmal so, Dora mag also kommen.“

„Und Sie werden ein wenig lieb mit ihr sein?“

„Um Thretwillen!“

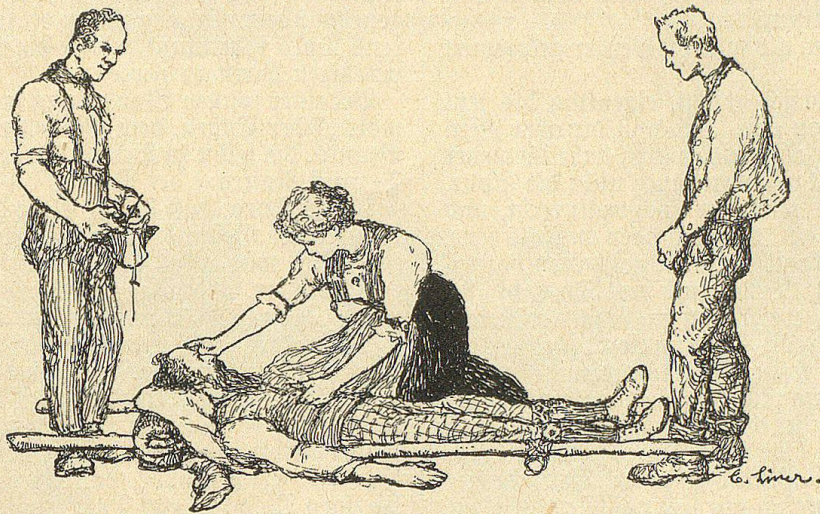
„Nein, um ihr zu willigen!“

Dora langte einige Tage später, von Trägern im Tragesessel hinaufgetragen, auf der Meglisalp an. Die Nachricht vom Unfälle Nicolsens war schon am folgenden Tage durch die Agentur in die gesamte Presse gelangt, und so erhielt Dora bereits in Ostende, wo sie zum Badeaufenthalt weilte, Kun-

de davon, zugleich aber auch Kenntnis, daß keine Lebensgefahr vorhanden sei. Sie war dann nach Berlin zurückgekehrt, hatte dort eine Anzahl Besuche zu empfangen, im weitem die ihr notwendig erscheinenden Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen und war hierauf abgereist. In einem hocheleganten Bergkostüm aus mattgelben, feinsten Voden trat sie bei Nicolsen ein und eilte freudig auf ihn zu mit den Worten: „Aber Eugen, das war einmal eine Sensation!“

„Wie meinst du das, Dora?“ entgegnete der Maler, indem er sich bezwang, nicht unfreundlich zu erscheinen.

„Richtig, du kannst es ja nicht wissen. Alle Berliner Blätter haben Telegramme über deinen Unfall gebracht, und die folgenden Tage Artikel mit allen Details über deine fast wunderbare Rettung, über den Heldenmut, mit dem die Hirten dich gerettet — „Zeitungsschwindel“, brummte Nicolsen leise dazwischen — und dann erschien im „Lokalanzeiger“ ein Artikel, der die Erinnerung an dein ganzes, großes künstlerisches Schaffen auffrischte, von deinem Rückzug in die wilde Vergeinsamkeit erzählte und andeutete, die Kunstwelt möge sich auf neue epochemachende



Schöpfungen als Frucht deiner Eremitage gefaßt machen. Redete man schon in Ostende eine Weile nur von dir, so war es erst recht in Berlin so, und sogar der Hof hat seine Teilnahme ausdrücken lassen. Ich bin ordentlich stolz auf dich, lieber Eugen," schloß Dora, NicolSENS Hand ergreifend.

"Und das ist alles, Dora?" entgegnete dieser, indem er einen vorwurfsvollen Ton nicht bemeistern konnte.

"Jetzt muß ich fragen, wie du das meinst?"

"Ich meine, ob du nur als Kunstenthusiastin hierher gekommen bist und wegen des prickelnden Reizes einer angeblich sensationellen Situation?"

Erstaunt entgegnete Dora: "Mein Freund, ich entdecke ja eine ganz neue Seite an dir. Seit wann bist du sentimental geworden, du Spötter von gestern über alles, was sich Gemüt nennt?"

"Ich frage trotzdem, als was du hierher gekommen bist?"

"Das weiß ich, ehrlich gesagt, eigentlich bis jetzt noch selber nicht, mon ami. Ich will dir aber offen Rede stehen. Als du abgereist warst, habe ich weder Reue noch Sehnsucht verspürt, auch nicht die Spur. Bald darauf war es mir aber doch nicht recht, und eine Rede stellte sich ein, die noch öder war als jene, die wir so meisterlich mit einander geschaffen hatten. Und halb aus langer Weile, halb aus Trotz bin ich dann nach Ostende gereist, um mich zu amüsieren, und habe mich erst recht — ennuyiert, fürchterlich, sage ich dir. Dann kamen die Telegramme in den Zeitungen, und da war ich im geheimen froh, überhaupt etwas von dir zu hören, und stolz, soviel Lob über dich zu hören. Ein paar Tage später erreichte mich dann der nach Berlin gesandte Brief deines Wirtes. Und da sagte ich mir, ich wolle zu dir eilen, nachdem in Berlin erst das Nötige getan sei. Einem unbestimmten Drange folgend, bin ich abgereist; weitere Rechenschaft habe ich mir auf der Reise auch nicht gegeben, nur daß mich" — schloß sie in sinnendem Ernst — "mehr als einmal das Gefühl beschlich: Ein klein wenig anders hätte es mit uns beiden sein können und sein sollen, Eugen!"

"Ja, Dora, es hätte anders sein können und sein sollen," antwortete NicolSEN zum erstenmale in einem wärmeren Herzenstone, "und nun gehe, liebe Dora, und ruhe dich aus."

Auf Wunsch des Gatten machte Dora täglich kleinere Partien in der Umgebung von Meglisalp, dessen langgestreckter Alpengrund so reiche Gelegenheit zu unvergleichlichen Spaziergängen bietet, und am liebsten hatte sie dabei die Begleitung des alten Dörig, dessen ehrliche und knorrige Ausdrucksweise sie köstlich amüsierte; der Alte aber fand sich ein wenig geschmeichelt, der Begleiter einer so feinen Dame sein zu dürfen. Dora war eine im Seelen Grunde unverborbene Natur. Nur hatte das Gefühlsste ihrer Umgebung und die Unnatur der Verhältnisse, in denen sie sich seit ihrer Kindheit bewegte, ihr besseres Sein unter mancherlei Schladen begraben. In der Größe und Wahrheit der Bergnatur begann auch dieser

Banner zu zerspringen. Wohl sah sie im Anfange nur das Gigantische dieser Formen, eine Welt voll nie geahnter äußerlicher Größe, für die sie ja ohnehin empfänglich war. Aber nach und nach überkam sie auch ein Ahnen vom Seelengehalt und der Weihe dieser Wunder der Schöpfung.

Und eines Tages trat sie, von einer Partie zurückgekehrt, zu NicolSEN, und sagte glückstrahlend: "Nun fange ich an zu verstehen, warum du hierher gegangen bist, Eugen." Jetzt spiegelte es sich auch auf seinem Gesichte wie aufgehender Sonnenschein von Glück.

Und bald war es NicolSEN gestattet, seine Gattin auf ihren Partien zu begleiten. Er führte sie ein in den ganzen Kunstreichthum, in das unerreichbare, aber auch fast unerreichbare Malerische der Umgebung, vertraute ihr seine Skizzen und Pläne an, und war angenehm überrascht von ihrem oft feinen Urtheile, während Dora ihm lauschte, wie die Schülerin zu eines verehrten Meisters Füßen.

Bei einer solchen Wanderung sagte Dora auch einmal: "Aber Eugen, dein Modell ist ja eine veritable Beauté, die selbst in Berlin Furore machte, die reine Prinzessin Rottraut der Berge!"

"Gut, Dora, daß du die Rede darauf bringst; ich habe dir ein Geständnis zu machen." Und er erzählte ihr offen, was alles zwischen Trineli und ihm vorgefallen war, und alle schweren Stürme seines Herzens. "Kannst du mir vergeben, Dora?"

"Deine frühere Gattin hätte sich für diese Irrungen nur selber anzuklagen, selbst wenn sie über die Absicht hinausgegangen wären; die jetzige möchte aber so werden, daß du vor ähnlichen Versuchungen bewahrt bleibst," entgegnete Dora ernst, und fügte dann leise bei: "Ich glaube, daß wir beide diesem grozherzigen Mädchen viel Dank schulden; ich noch mehr als du."

Bewegt schloß NicolSEN Dora in die Arme und küßte sie voll inniger Liebe.

Glücklich sagte diese: "Ich meine, den rechten Verlobungskuß haben wir uns erst jetzt gegeben."

"Ja, Dora, aber jetzt für's ganze Leben," antwortete NicolSEN feierlich.

NicolSEN und Dora verlebten noch manche glückliche Tage auf Meglisalp, so rechte Jungehetage, und wo Dora das Trineli auszeichnen und ihm etwas Liebes erweisen konnte, tat sie es mit dem ganzen feinen Takte der wirklichen Dame. Nie fiel eine Andeutung, was zwischen NicolSEN und dem Mädchen vorgefallen war. Ein einzig Mal konnte Dora nicht mehr an sich halten.

Es war an einem Sonntag früh. Zwei stämmige Semmen läuteten Schellenschüthen. Der eine mit den zwei großen Ruhglocken führte gleichsam die Melodie, und der andere mit der kleineren die Begleitung dazu. Und es klang in dieser Umgebung so seltsam feierlich und so harmonisch, war mehr Lied als Geläute, und doch wieder mehr Geläute als Lied und zugleich beides zusammen. Und dann sahen sie den alten Dörig und sein altes Frauchen mit allen Bediensteten zum Alp-kreuz in der Nähe des Hotels ziehen und dort ihre

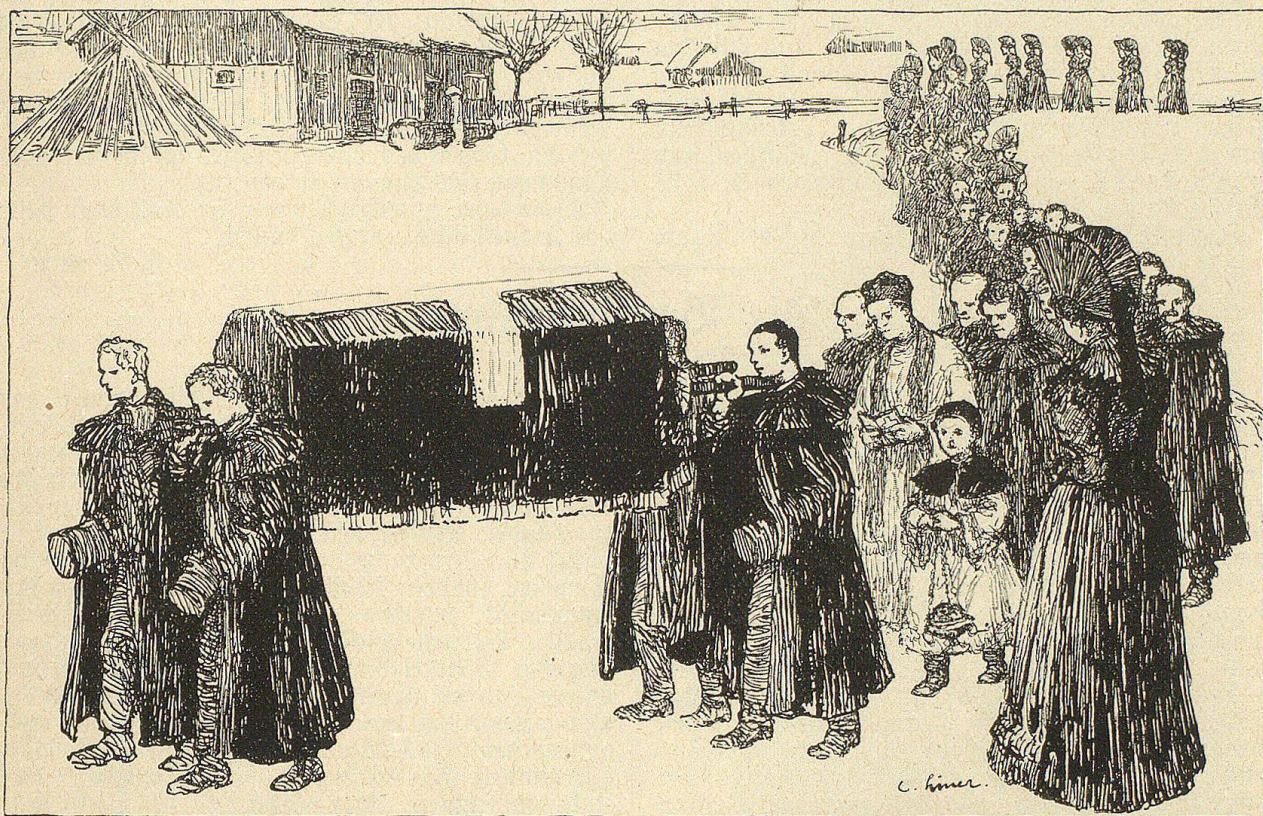
Sonntagsandacht verrichten. Die Berge ringsum glänzten im strahlenden Sonnengefunkt; mit Goldschein waren die grünen Alpen übergossen, und in wolkenlosem Blau wölbte sich der Himmelsdom zu Häupten. Ringsum herrschte weihervolle Stille, in die nur ab und zu ein melodischer Ton von Herdenglocken leise hineinlutete.

„Ein ergreifendes Bild,“ flüsterte Dora, als fürchtete sie, die heilige Andacht zu stören: „Sieh' dort den Wirt mit seinem prächtigen Weißkopf und sein kleines, altes Frauchen daneben, dann die mannhaften Knechte

zurück, die heiße Tränen vergoß, als sie Trineli den Abschiedsfuß auf Stirne und Wangen drückte.

Das Trineli weinte auch, weinte bitterlich, fürchtete aber, sich selber zu gestehen, warum ihm auch gar so wehe war.

Bald darauf wurde es öde auf der Meglisalp. Auch der Dörig und seine Leute waren in's Tal gezogen und das Trineli zu seinem Mütterlein in die Schwendi zurückgekehrt, das ihm freudig erzählte, von unbekannter Seite sei in den letzten Tagen für es, das Mütterchen, und die kleineren Geschwister fast ein



und Hirten und in Mitte das Trineli, wie eine Heilige, eine wirkliche Heilige.“

„Ja, Dora, es ist so. Gegenüber solchem Bilde ist alle unsere Kunst doch nur Stümperei. Ich wollte, wir könnten auch so beten.“

„Wir wollen es lernen, Eugen,“ entgegnete Dora erschüttert, „und ich will beten, daß wir beten lernen.“

An diesem Morgen war es, daß Dora, in Überwallung des Gefühls, das Trineli zärtlich in die Arme schloß und sagte: „Ich habe Ihnen so unendlich viel zu danken, Sie edles Mädchen, beten Sie auch für uns.“

„Ich habe es immer getan, gnädige Frau, seit ich Ihren Herrn kenne.“

Nicolson hatte seine Studien beendet und reiste nach bewegtem Abschied mit seiner Gattin nach Berlin

ganzes Vermögen auf der Kassa in Appenzell deponiert worden, so daß für alle zeitlichen gesorgt sei. Woher das Geld komme, wisse niemand so recht, der Herr Pfarrer habe nur gesagt, es sei vielleicht eine Erbschaft von einem verstorbenen Verwandten in Amerika. Das Trineli glaubte diesen Verwandten besser zu kennen, sagte aber nichts.

Es sagte überhaupt nicht mehr viel. Es fing zu husteln an und zu kränkeln. Der Doktor in Appenzell schüttelte den Kopf und sagte auch nicht viel; denn er wußte bald, daß da nicht mehr viel zu helfen war. Das Trineli aber, sagten die Leute, sei jetzt noch lieber als früher und fast noch schöner, und da hatten sie recht; denn es sah jetzt oft aus wie eine Selige. Und jedesmal war es ein Freudentag für das Mädchen, wenn wieder ein Brief von Dora kam, der von echtem

Gatten- und Eheglück erzählte. Das Trineli antwortete stets darauf, sagte aber nichts von seiner Krankheit.

Und weiter sagten die Leute, die unglückliche Liebe zum Ignaz habe das Trineli so krank gemacht. Und einmal redete auch die Lieblingschwester, die Ditta, der Kranken davon. Die jedoch entgegnete lächelnd: „Nein, Ditta, wegen einem Manne stirbt ein rechtschaffenes Mädchen nicht; da muß man schon mehr Vertrauen zum lieben Gott haben. Weißt, ich hatte schon lange gemerkt, daß es mit mir nicht mehr recht in Ordnung war.“

Und der Winter ging vorüber, und es kam der Frühling, und in den Wiesen von Schwendi blühte weißer Krokus und an den Felsen blaue Anemonen und gelbe Primeln, und der Frühsommer kam, und mit ihm die ersten Alpenrosen von der Meglisalp, duftende Männertreu und blauer Enzian — da läutete vom kleinen Kirchturm in Schwendi das Totenglöcklein und sagte den Leuten, das Trineli sei gestorben, und den Leuten traten die Tränen in die Augen; denn sie alle hatten das Trineli gerne.

Das tote Trineli lag wie ein Engel auf der Bahre

in Mütterleins Stübchen. Und das Geheimnis, das es im Leben stille bei sich trug, verriet es jetzt erst recht nicht, das Geheimnis, daß es nicht mehr Ignaz, sondern Nicolsen — geliebt hatte.

Kurze Zeit darauf erregte in Berlin ein neues Gemälde von Nicolsen einen wahren Sturm der Bewunderung. Es war betitelt „Sterbende Liebe“. An einem Kreuz, auf einsamem Bergpfade, war eine jugendliche Pilgerin zusammengebrochen, nachdem sie die gewaltigen Dämonen der Sünde und Leidenschaft siegreich abgewehrt hatte, die sich knirschend und doch schon in den Abgrund flüchteten, aus dessen Tiefe ein Stück von einem dunkeln See heraufblickte, über dem es wie Höllenbrodem lag. Über der Pilgerin lag der ganze Goldglanz der Jungfräulichkeit gebreitet, die ganze Huld des Mädchentums und die ganze Größe innigen Glaubens, eine Schönheit, welche alle Herzen ergriff. Und im Hintergrunde strahlte in den roßigen Tönen der untergehenden Sonne das Wildkirchlein, und eine Engelschar wallte heraus, um die Seele des Mädchens zum Himmel zu geleiten.

Wäre beim Wildkirchlein ein Friedhof, man hätte das Trineli dort begraben sollen!

G. Baumberger.

Die Berninabahn.

Von J. C. Heer.

Als in der Schweiz die ersten Eisenbahnen aufkamen, ging die allgemeine Ansicht dahin, das neue Verkehrsmittel würde für unser Land nur eine beschränkte Bedeutung erlangen, und nur für die sanften Hügelgegenden des Mittellandes. Die sechzigjährige Entwicklung des schweizerischen Eisenbahnwesens hat die kühnsten Träume unserer Großväter überholt. Die Schweiz ist heute an ihrem Flächeninhalt und an ihrer Einwohnerzahl gemessen eines der eisenbahnreichsten Länder der Erde. Die Lokomotive hat am Gotthard, am Simplon, Albula und Rätischberg den Alpenkranz durchbrochen, in stolzer Sicherheit ziehen die Züge Tag und Nacht durch den Granit der Berge von Nord nach Süd, von Süd nach Nord und verbinden Länder und Meere. Sie haben in unsern Bergen auch klettern gelernt, klettern bis in die Gletscherwelt. Auf dem Gornergrat blickt die Lokomotive auf den blauschillernden Eisstrom des Gornergletschers hinab und am Mönchjoch hat der kühne Bau der Jungfraubahn die Tore jener Firnenwelt des Berner Oberlandes und Wallis erreicht, die sich im mächtigen Mletschgletscher verknötet.

Eine der fesselndsten neuen Alpenbahnen der Schweiz ist die Berninabahn, die das Engadin über den Berninapass mit dem Weltlin verbindet und dabei einen der schönsten Gletscher des Landes, den Morteratsch, berührt. Als ich vor zwölf Jahren meinen Roman: „Der König der Bernina“*) schrieb, für den ich mir den berühmtesten Jäger des Bündnerlandes, Marchet Colani, zum Vorbild nahm, wer

hätte da schon gedacht, daß eine Eisenbahn in das stille und geheimnisvolle Schönheitsreich des Berninagebirgs dringen würde? Im Jahr 1910 aber ist die 59 Kilometer lange Strecke, eine elektrische Schmalspur, die in St. Moritz beginnt und in Tirano endet, dem Verkehr übergeben worden, den sie nicht, wie so manche andere Bergbahnen bloß im Sommer, sondern selbst in den Winterstürmen des Hochpasses, soweit es irgend möglich ist, aufrecht erhält. Die neue Linie ist im Besondern auch ein redendes Beispiel dafür, wie gelenkig und geschickt unsere Bahnen allmählig geworden sind, um sich der Bodengestaltung unserer Berge anzuschmiegen und außerordentliche Höhenunterschiede wie im Spiel zu überwinden. Für die Berninabahn bezeugen es drei einfachste Zahlen. Ihre nördliche tiefste Stelle liegt bei der Station Muraigl 1740 Meter, ihr Scheitelpunkt der Berninapasshöhe 2256, ihr südlicher tiefster Punkt in Tirano bloß 429 Meter über Meer. Ihre größte Steigung beträgt 70 Meter auf den Kilometer, im Übrigen verfährt sie nach dem alten Schweizer Sprichwort: „Ein guter Krümm ist nicht um.“ Die Kurven, deren kleinster Krümmungshalbmesser 50 Meter beträgt, sind außerordentlich zahlreich, dagegen hat die Bahn wohlthätigerweise nur wenige und kurze Tunnelstrecken und verdient auch dafür ein warmes Lob, daß sie mit großer Rücksicht auf die Schönheit ihrer Naturumgebung angelegt ist. Es gibt nur wenige Stellen, wo sie die bisherige Naturromantik beeinträchtigt, dagegen viele, wo der an den Felsen dahinziehende Zug selber wie ein Schönheitschauspiel wirkt.

*) Verlag der J. C. Cotta'schen Buchhandlung Nachf., Stuttgart. 60. Auflage.